Nr. 158. 40. Jahrgang. Montags-Ausgabe. Berlin, 27. März 1911

Berliner Tageblatt mit „Zeitgeist"

Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion keine Verantwortung.

Chef-Redakteur: Theodor Wolff in Berlin. Druck und Verlag von Rudolf Mosse in Berlin.

Staatsbürgerliche Erziehung.

Von [Nachdruck verboten.]
Adolf Matthias.

In dem Gesetzentwurf für Errichtung von Pflichtfortbildungsschulen, der demnächst im Abgeordnetenhause zur Beratung gelangt, ist im ersten Paragraphen gesagt, daß zu den Aufgaben der Fortbildungsschule auch die staatsbürgerliche Erziehung gehöre. Staatsbürgerliche Erziehung ist ein weiter Begriff, über dessen Umfang sich die Gelehrten noch nicht einig sind. Jedenfalls gehört dazu der Unterricht in der Bürgerkunde, der gewissermaßen die gedächtnismäßige Wissensunterlage zur staatsbürgerlichen Erziehung bildet. Ihn hat der erste Paragraph des Gesetzentwurfes zweifellos mit im Auge.

Auch über diesen Unterricht ist man sich in den kundigen Kreisen noch nicht klar; denn wir befinden uns hier in pädagogischem Neuland; an den Volksschulen und an den höheren Schulen werden an vielen Stellen seit einer Reihe von Jahren ernstliche Versuche gemacht; aber es sind eben Versuche. Dauernde Erprobung liegt noch nicht vor. Deshalb ist es gut, daß, wenn neue Schulen diesen neuen Lehrgegenstand aufnehmen, Mißgriffe vermieden werden. Und gerade die neuen Fortbildungsschulen, die eine sehr große Bedeutung für unseres Volkes gesunde Politisierung gewinnen können, werden sich vor Mißgriffen von vornherein sehr hüten müssen.

Der größte Mißgriff, der gemacht werden könnte, wäre der, daß dieser Unterricht in den Bereich fruchtloser Langeweile gerückt würde. Und das könnte sehr leicht geschehen und ist schon an manchen Versuchsstellen im höheren Unterricht und an den Volksschulen geschehen, indem man mit öder Systematik, mit inhaltlosen Abstraktionen ins Land fährt, und indem man gar, um die Inhaltlosigkeit zu verdecken, den Unterrichtsgegenstand mit phrasenhafter patriotischer Verbrämung ausgestattet hat. Man sehe sich einmal die Literatur über Bürgerkunde an, mit der seit einiger Zeit unser Büchermarkt überschwemmt wird. Wer viel pädagogische Literatur durchwandert hat, weiß aus Erfahrung, daß solche Wanderungen vielfach Wüstenwanderungen gleichen; wer die staatsbürgerliche Literatur kennt, hat denselben Eindruck: viel Spreu und wenig Weizen. Es kommt das eben daher, daß diese Literatur vom Schreibtisch stammt, aus dem Reiche grauer Theorie, und daß hier nicht Früchte vom grünenden Baume frischen Lebens vor uns liegen. Es fehlt nicht nur die reiche praktische Erfahrung in bezug auf die Auswahl bürgerkundlichen Lehrstoffes; es fehlt vor allem an der richtigen Methode, die den spröden Unterrichtsstoff zu formen versteht; es fehlt auch an der Kunst, die dem toten Stoff Leben und anregende Bewegung einzuflößen weiß, und die diesen Lehrgegenstand zu fruchtbarer Wirkung zu bringen die Kraft besitzt.

Nur an wenigen Stellen findet sich diese Kunst; auf eine aufmerksam zu machen und die maßgebenden Kreise nachdrücklich darauf hinzuweisen, erscheint mir als Pflicht.

Schon seit etwa zehn Jahren treibt ein schlichter Pädagoge — Berthold Otto — an seiner Schule in Groß-Lichterfelde staatsbürgerliche Erziehung, und in seiner Wochenschrift für den geistigen Verkehr mit Kindern „Der Hauslehrer" legt er Rechenschaft ab von dem, was er getrieben. Wer diese Tätigkeit aufmerksam verfolgt hat, muß Berthold Otto bewundern, wie er die schwierigsten Fragen der Tagespolitik und Tagesgeschichte für die Jugend und für jedermann aus dem Volke mit Kunst und Geschick zu behandeln versteht. Als seinerzeit der Leipziger Bankkrach das Interesse weitester Kreise in Anspruch nahm, hat Berthold Otto die Gelegenheit ergriffen, der Jugend das ganze Bankwesen klar zu machen. Depositengeschäft und Giroverkehr, Wesen und Zweck des Wechsels, Gründungen, Lieferungs- und Differenzgeschäfte, Hausse und Baisse, Konjunkturen und Krisen hat er damals so gemeinverständlich dargestellt, daß jedermann aus dem Volke es verstehen und — was die Hauptsache war — sich aufs lebendigste dafür interessieren mußte. Und früher schon, als Bismarcks Tod noch in lebendigster Erinnerung war, hat er ein Meisterbuch geschrieben von „Fürst Bismarcks Lebenswerk", in welchem er den Kindern und dem Volke nicht nur ohne jede byzantinische Lobhudelei Bismarcks Leben erzählte, sondern auch sein ganzes Wirken, und dabei in musterhafter Weise die Entwickelung aller der politischen Begriffe vornahm, die zum Verständnis staatsmännischer Wirksamkeit überhaupt gehören: Begriffe wie Landesherr, Minister, Abgeordneter, Armeereform, Revolution, Verfassungskonflikt usw. Und in jüngster Zeit hat er über Zweckverband, das Tempelhofer Feld, Proportionalwahlen und ähnliche Dinge seine staatsbürgerlichen Belehrungen gegeben und neuerdings ein „staatsbürgerliches Lesebuch" geschrieben, in dem er die alten Bahnen mit immer neuem Geschick wandelt. Er sagt: „Damit wir unsere Verfassung verstehen können, wird uns in diesem Buch deutsche Geschichte erzählt; aber meist nicht die Geschichte von den alten Deutschen oder von den Deutschen im Mittelalter. Dafür wird uns umsomehr von der Geschichte erzählt, die in den letzten Jahren beinahe passiert ist und die viele von uns schon selber miterlebt haben. Denn was man miterlebt hat, das darf man auch verstehen. Und wenn man das nicht versteht, was um einen herum passiert, dann versteht man erst recht nicht, was vor Tausenden von Jahren passiert ist." So führt er uns denn vom Geburtstag des Deutschen Reiches durch die deutsche Reichsverfassung, durch das Verhältnis des Deutschen Reiches zu Preußen, die Reichstagswahlen, die Konstituierung des Reichstags, das Kolonialamt zur Reichstagsauflösung von 1906 mit ihren Folgen bis zur Krisis im Jahre 1909. Auf diesem Wege macht er alles, was dem Verständnis der Jugend oder des schlichten Mannes aus dem Volke fernliegt, dadurch klar, daß er die Schwierigkeiten, die nicht selten gehäuft in den Dingen und Vorgängen liegen, voneinander löst und trennt, im einzelnen bespricht und schließlich zu kurzem klärenden Ergebnis zusammenfaßt. So, wie Otto es macht, müßte es im bürgerkundlichen Unterrichte überall gemacht werden: er ist ein Meister und Vorbild auf diesem Gebiete, auch deshalb, weil seine ganze Persönlichkeit und der Charakter seiner Belehrungen nachahmenswert erscheinen.

Vor allem hat Berthold Otto den Mut, Tagesfragen auch vor dem geringsten seiner Schüler zu behandeln; er hat diesen Mut, weil er weiß, daß er den richtigen Takt besitzt, diese Fragen angemessen zu besprechen. Denn er hält sich fern von aller Gesinnungsmacherei im Interesse irgendeiner Partei, fern von Gesinnungsmacherei auf religiösem und patriotischem Gebiet: die Sache ist's, die ihn fesselt, und an die er seine Hörer und Leser fesseln will. Dann hält er sich ebenso fern von allen Angriffen gegen eine Person oder gegen irgendeine Partei. Selbst wo er politischen Hirngespinsten der extremsten Parteien oder wo er politischen Rückständigkeiten und Engherzigkeiten, politischer Selbstsucht und Interessenpolitik begegnet, bleibt er stets vornehm; niemals treibt ihm der Groll oder der Zorn das Blut in den klugen Kopf; auch wo es entschuldbar wäre, findet sich nirgendwo ein hartes, geschweige denn ein gehässiges Wort gegen Persönlichkeiten oder Parteien, auch nicht gegen die Sozialdemokraten. Wo andere Naturen sich zu Ausfällen hinreißen lassen würden, durchzieht nur ein ganz feiner ironischer Zug die Darstellung. Er hat eben überall seine guten Gründe und hat nicht nötig, vom pädagogischen Faustrecht Gebrauch zu machen, wie das auch wohl im Abgeordnetenhause, selbst auf der äußersten Rechten, vorkommt, wenn es sich um Anweisungen an die Regierung handelt. Oberster Grundsatz ist ihm eben überall: die Sache mit ihren guten Gründen wirken zu lassen und das Verantwortungsgefühl des einzelnen zu schärfen und in der Jugend zu stärken. Nur nicht nachdenken und nachtreten, wo andere Leute, und mögen sie so hoch stehen, wie sie wollen, vorbeten und den Führer spielen wollen!

Solche Grundsätze und solche Kunst, wie sie hier an einer vorbildlichen Persönlichkeit gezeichnet sind, möchte man dem staatsbürgerlichen Unterricht der Fortbildungsschulen wünschen. Wenn etwa, was anzunehmen ist, Ausbildungskurse für Lehrer in diesem Lehrfache eingerichtet werden, so sollte man als Leiter sich Männer wie Berthold Otto wählen. Fern aber halte man diesem ganzen Unterricht parlamentarische Schulaufsichtsbeamte von der Art, wie sie sich bei Behandlung der Bürgerkunde in der vergangenen Woche zum Kultusetat geäußert haben, denen Beklemmungsgefühle nahen, wenn sie von Bürgerkunde hören, von der sie Erziehung zu allzu großem politischen Selbstgefühl fürchten. Man würde mit ihnen den Bock zum Gärtner setzen. Für bureaukratische Bocksprünge aber ist der Garten, um den es sich hier handelt, doch zu wertvoll und zu reich an Hoffnungen für gesunde Politisierung der Jugend unseres Volkes.

Der Riesenbrand in New-York.

142 Tote, 60 Verwundete.

(Kabeltelegramm unseres Korrespondenten.)

b. New-York, 26. März.

Im neunten Stockwerk des zwölfstöckigen Fabrikgebäudes an der Ecke des Washingtonplatzes und der Greenestreet, nahe dem Broadway, brach gestern abend, wie berichtet, ein Feuer aus, welches, rapid um sich greifend, die oberen Stockwerke binnen wenigen Minuten erfaßte. Viele Ausgänge waren wegen des frühen Sonnabendschlusses bereits geschlossen. Von fünfzehnhundert im Gebäude beschäftigten Personen, zumeist Mädchen, waren 800 in der Blusenfabrik von Max Blanck vom Feuer bedroht. Die wildeste Panik folgte. Die einzige vorhandene eiserne **Rettungsleiter brach** unter der Last der darauf Zusammengedrängten ein. Die Feuerwehr konnte mit den größten Leitern nur das achte Stockwerk erreichen, über 60 Mädchen sprangen in ihrer Todesangst aus den Fenstern, über 35 Meter in die Tiefe und blieben fast **durchwegs mit zerschmetterten Gliedern** als Leichen auf dem Straßenpflaster liegen. Den Anblick der verzweifelten Mädchen, die sich ungezählte Male in der Luft überschlugen und dann mit Krachen in die engen Straßen hinabstürzten, beschreiben Augenzeugen als das furchtbarste Bild, das je gesehen wurde. Die versammelte Menge schrie und weinte vor Entsetzen.

Die Feuerwehr breitete sofort Rettungsnetze aus, die aber wegen der furchtbaren Höhe vollkommen wirkungslos blieben. Die Aufzugswärter dreier Aufzüge machten mit Todesverachtung

Karl Schönherrs Merkbuch.

Von [Nachdruck verboten.]
Paul Schlenther.

Während der Dichter von „Glaube und Heimat" im Triumph durch Deutschlands Norden zog, während ihm und seinem Tirolerstück der deutsche Kaiser in unzweideutiger Entschiedenheit das Plebiszit des Erfolges bestätigte, ist ein Büchelchen erschienen, das ohne diesen Erfolg so wenig beachtet worden wäre, wie alles, was Karl Schönherr früher gedichtet hatte. Jetzt wird sich auf das neue kleine Werk die allgemeine Aufmerksamkeit um so mehr lenken, als hier einiges über den Dichter selbst zu erfahren ist. Er nennt diese vierzehn Skizzen „Aus meinem Merkbuch" (Leipzig, L. Staackmann). Man sieht ihn in der Lodenjoppe, das tiefe Gegenteil eines Salontirolers, durch die Dörfer und über die Berge seiner Heimat wandern, bis hoch hinauf unter die Firnen und Ferner zu „seinem alten Bergpfarrerl", dem der fromme Glauben an den Herrgott so tief im Herzen vergraben liegt, daß er ihm nicht bei jeder Gelegenheit zum Munde hinausrutscht; der nur kurzen Gottesdienst hält, weil der Gottesdienst „kein Strudelteig ist, den man in die Länge zieht". Von „seinem lieben weißhaarigen alten Pfarrerl", das in der Nähe der Städte und an der großen Heerstraße nicht gedeiht, steigt der wandernde Dichter, der dichtende Wanderer zur Alm herüber, wo ein anderer weißhaariger Alter, kein Seelenhirt, sondern ein Kuhhirt, noch in der „Schiedung", in der Sterbestunde, „mit vom Vieh" geht. Der Dichter hilft den Toten zu Tale tragen. Auch unten im Dorf findet er genug „Kreuzköpf", um sie in sein Merkbüchel einzuzeichnen.

Aber ich glaube, er führt gar kein Büchlein bei sich, sein Merkbuch ist ein treues, aus treuer Beobachtung geschärftes, vor der Liebe zu Land und Leuten geklärtes Erinnerungsvermögen. Das bringt den zweiundvierzigjährigen Mann zurück auch in die fernen Tage der eigenen Kindheit: „als der Vater starb"; als der „Lausbub" mitten im Dorf den Zettel der „ersten Beicht" aus der Tasche verlor und alle seine Freveltaten zutage kamen, die nun trotz der Absolution des Beichtigers fürchterlich an ihm gerochen wurden; diese Rache Geschädigter war gewiß ebenso fürchterlich wie die Prügel, die ein anderer Lausbub kriegte, damit er sich auf seinem „Ehrenposten" die Dorfgrenze merke und sie dereinst noch seinen Kindeskindern richtig überliefere. An so scharfe Einbläuungsmittel muß auch Karl Schönherr früh gewöhnt worden sein, denn er hat ein ausgezeichnetes Gedächtnis; ein Gedächtnis, das nicht die Phantasie ausschließt, sondern sich in der Phantasie vertieft und verdichtet; ein Gedächtnis, das in die fernste Vorzeit des eigenen Volksstammes hineinspürt. Wir sehen, als wären wir dabei, die „Tiroler Bauern 1809" vom Berg Isel herab auf Franzosen und Bayern schießen. Andreas Hofer geht aufmunternd von Gruppe zu Gruppe, vorleuchtend wie eine stille Fackel; schon ganz Geist. Das rechte Fleisch und Blut aber sitzt im alten Stubaier Adlerbauern und seinen drei Prachtbuben, von denen ihm einer nach dem anderen von der Seite weggenallt wird, bis nur noch der dritte, der weißblonde Jüngstadlerbua bleibt, um dem Vater die feindlichen Kugeln zu holen, die von der Ebene heraufschlagen. Diese gewaltige Ballade in Prosa und Mundart übertrifft an Wucht und Größe das Drama „Glaube und Heimat", wie einige Balladen Goethes dichterisch erlesener sind, als manches Stück aus Goethes Theater. Dieses knappe Tirolerepos ist es wert, den alten Mosenschen Bänkelsang vom treuen Hofer abzulösen, und gibt dem „Merkbuch" seine Bedeutung.

Nur noch eine der anderen Skizzen kann sich damit messen: die kleine Hunde- und Menschengeschichte vom „Schnauzel", dem Hündchen der armen, verhungernden „Karrnerleut". Karrnervater muß den allgemeinen Liebling abstechen, damit die Kinder endlich was zu essen kriegen. Aber die Kinder erfahren nicht, wer ihren Hunger stillt. Sie vermeinen, von einem Häslein zu schmausen. Als alle Knochen und Knöchelchen sauber abgenagt sind, will sie das jüngste der Karrnerskinder zum Schnauzel tragen, der die Leiden des Hungers geteilt hatte, der nun auch diese Freude mit den Seinigen teilen soll. In alle Windrichtungen hinein ruft es: Schnauzel; Schnauzel aber hört nicht, Schnauzel ist weg. Weil er selber gefressen ist, kann er die eigenen Knochen nicht mehr fressen. Schönherr hat hier ein nebensächliches Motiv aus Hauptmanns „Webern" tiefer ausgeführt, das Motiv vom Hundebraten verhungernder Leute, das damals, als „die Weber" neu waren, allen Satten und Uebersatten Gegenstand höchster Empörung und größter Entrüstung war. Heute, da der sogenannte Naturalismus angeblich für immer verabschiedet ist, wird man in Schönherrs meisterhafter Darstellung eines kleinen Vorganges, der rund und geschlossen wie die Welt, erfüllt und durchfühlt wie ein Herz ist, ganz gewiß üben dem Seelischen das Physische, über der Dichtkunst das Naturale vergessen. Das wäre nicht möglich ohne des Dichters Kraft, vielleicht aber auch nicht ohne jenen reformatorischen Geist des Naturalismus, der an diesem Dichter seine Schuldigkeit getan hat. Man hat Schönherr schon öfters mit Anzengruber verglichen. Der Vergleich kann nur den Stoffkreis und die Größe der dichterischen Begabung treffen. Sonst stehen sich beide genau so fern wie ihre Geburtsjahre 1889 und 1869. Ein Menschenalter liegt auch zwischen ihrem Schaffen. Daß in diesem Menschenalter Zola ein Kapitel für sich war, konnte an dem Jüngeren nicht spurlos vorübergehen. Schönherr mag wenig oder nichts von Zola gelesen haben. Darauf kommt es nicht an. Das ist nur für nachahmende Sklaven wichtig. Aber der Geist, der den Zola gebar, ging Kräfte suchend durch alle Lande und fand im rauflustigen Tirol noch ganz spät die Kraft eines Dichters, der nun unter seinesgleichen da steht, wie in der letzten Skizze seines Merkbuchs der „Wattl" im Telfer Gasthof zur Post unter den anderen „Mosenfern"; der Wattl, an dem alles schmiedeeisern ist; auch sein Lächeln, womit er die Gegner trozelt und schmeißt.

Es ist nicht ohne Bedeutung, daß der Dichter unmittelbar nach seinem ersten ganz großen Erfolg an den Schluß des nächsten Werkes die Kraft stellt: die Kraft eines gegen viele. Alle liegen sie schon mit zerblauten Rücken, mit blutigen Köpfen auf der Nase; der stierwilde Wattl, schnaubend und flammend, wie eine entfesselte Naturgewalt, spält scharf lauernd die Stube auf und ab, ob sich vielleicht irgendwo noch etwas rege oder rühre". Dann geht er ruhig zur Tür hinaus. Die Kellnerin läuft nach Doktor und Pfarrer, die Wirtin wittert Totschlag und Mord. Da hebt sich einer der Geschlagenen mühsam vom Boden und fragt keuchend einen anderen gleichfalls niedergehauenen Raufer: „Nagele, wie fassen mer ihn am nächsten Sonntag?" Karl Schönherr, der baumlange, lichthärtige Bauernenkel und Dorflehrerssohn aus dem oberen Inntal, hat diesmal alle seine Kameraden niedergeworfen und gilt jetzt auch dem deutschen Kaiser als „der deutsche Dichter, der in Deutschland bis jetzt noch fehle". Dieses kaum